

Werk

Titel: Georg Reinhards eines deutschen Bauers Lebensgeschichte

Autor: Hatzel, Adam Heinrich

Verlag: Claß

Ort: Heilbronn am Neckar [u.a.]

Jahr: 1796

Kollektion: Autobiographica

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN319777340

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN319777340>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=319777340>

LOG Id: LOG_0028

LOG Titel: Sechs und zwanzigstes Kapitel. Reinhard bewirkt, daß mit den gemeindlichen Gütern und Geldern und mit dem Gemeindewald besser gewirthschaftet wird.

LOG Typ: chapter

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Reinhard bewirkt, daß mit den gemeindlichen Gütern und Geldern und mit dem Gemeindevwald besser gewirthschaftet wird.

So wie Reinhard durch gute Beyspiele, durch seine Belehrungen und durch seine heilsamen Vorschläge, eine vortheilhaftere Betreibung des Feldbaues zu Feldhausen bewirkt hat; eben so kam durch ihn die ganze gemeindliche Verfassung des Dorfes in einen bessern Zustand.

In den ältern Zeiten war zu Feldhausen ein Dorfsgericht errichtet worden, das aus zwölf Männern bestand, welche als Vorsteher der Gemeinde auf die gemeindlichen Gerechtsame, auf die Verwaltung der gemeindlichen Güter und Gelder, und überhaupt auf alles, was das gemeine Wesen und die Dorfsverfassung betrafte, die Aufsicht haben sollten. Lange Zeit hindurch wurden diese Vorsteher oder Gerichtsmänner von der ganzen Gemeinde erwählt, und man nahm dazu immer nur diejenigen, welche sich als verständige und brave Männer vor andern auszeichneten. Daher war es eine Ehre, ein Vorsteher oder Gerichtsmann zu seyn. Natürlicher Weise suchte jeder, der gern ein geehrter Mann seyn wollte, ein Gerichtsmann zu werden. Die reichen Bauern wußten, mit

Hülfe ihres Reichthums sich hervorzudrängen, und nach und nach kam es so weit, daß man nicht mehr drauf sahe, ob auch der neu erwählte Gerichtsmann der verständigste und bräbste unter den übrigen Männern sey. Auf diese Weise war bald das Dorfsgericht mit lauter reichen Bauern besetzt, die sich um so mehr einbildeten, je weniger sie ihres Vorsteher-Amtes würdig waren. So wie einmahl die Wahl der Gerichtsmänner nicht mehr zweckmäßig geschah: so fing auch das Dorfsgericht allmählich an, sich immer mehr Herrschaft über alles, was das gemeine Wesen betraf, anzumassen. Daß dieser Mißbrauch nicht gleich ansfangs von Seiten der Gemeinde gerügt wurde, kam daher, daß die Dorfsvorsteher, um den größten Theil der Einwohner zum Schweigen zu bringen, sich eben dieser Mittel bedienten, durch welche sie sich in das Dorfsgericht eingebrungen hatten. Die gering Begüterten und Handwerksleute schwiegen, um sich die Gunst der Gerichtsmänner zu erhalten, und sich nicht die Hülfe zu verscherzen, die sie manchmahl bedurften. Ein Theil der reichen Einwohner sah ohnehin der Verwandtschaft wegen dem Betragen der Dorfsvorsteher ruhig zu, und einen andern Theil der wohlhabenden Einwohner, mit denen man nicht verwandt war, suchte man durch Heirathen und Sevatterschaften sich geneigt zu machen. Wieder andern, deren Gunst man auf keine

keine andere Weise erhalten konnte, machte man Hoffnung, sie bey der ersten Gelegenheit in das Dorfsgericht hineinzuziehen, und so ließen sie auch Fünfe gerade seyn, indem sie auch einmahl die Herrlichkeit zu genießen gedachten. So griffen nun die Gerichtsmänner immer weiter um sich; sie besetzten jetzt die erledigten Stellen des Dorfsgerichts ohne Zustimmung der übrigen Gemeinde-Glieder; sie schalteten und walteten mit den Gemeindegütern und Geldern nach Belieben, ohne jemahls ihren Dorfsnachbarn von ihrem Thun und Lassen Rechenschaft abzulegen. Es wurde zwar eine Rechnung über die gemeindlichen Einnahmen und Ausgaben verfertigt, allein gewöhnlich erst vier bis fünf Jahre hernach; und alsdann wurde diese Rechnung von etlichen Gerichtsmännern zum Amte getragen, daselbst abgehört, und als richtig befunden unterschrieben. Alle Jahre wurde ein Rechnungsführer erwählt, den man den Bürgermeister oder Dorfsmeister nannte, welcher gewöhnlich ein Gerichtsmann war; doch erwählte man auch manchmahl andere Männer, die nicht im Gerichte saßen, und besonders solche, die man in vorkommenden Fällen zu Gerichtsmännern erwählen wollte, theils um sie dadurch zu guten Freunden zu behalten, theils sie zu den Spitzbübereyen, die man an dem Gemeinde-Eigenthum verübte, einzuweihen. Wenn Schultheiß, Dorfsmeister und Gerichtsmänner irgend eine

Kleinigkeit in Gemeindefachen auszumachen hatten: so labten sie sich gewöhnlich für ihre kleine Mühe recht weidlich mit Speise und Trank im Wirthshause, und bezahlten die Zeche aus der gemeindlichen Kasse. Was von den Gemeinbegeldern nicht verzehrt und auf eine unnütze Weise verschwendet wurde, das wußten die Gemeindevorsteher auf eine andere Art zu ihrem Nutzen zu verwenden. So blieb der jährliche Ueberschuß des Rechnungsgeldes gewöhnlich in den Händen des jedesmahligen Rechnungsführers oder des Dorfsmeisters; keiner überlieferte das übrig gebliebene Geld seinem Rechnungsnachfolger ordentlich. Freylich geschah dieß unter allerley Vorwänden, denn bald hatte dieser an seinen Nachfolger eine Forderung zu machen, und behielt daher das Rechnungsgeld für sich zurück, um mit ihm abzurechnen; bald schloßte jener vor, er habe das Geld noch nicht von den Schuldnern erhalten. Dadurch gab es endlich eine solche Verwirrung mit den Ueberschußgeldern, daß zuletzt niemand mehr daraus kommen konnte, und die Gemeindefasse erlitt dadurch einen außerordentlich großen Verlust, denn was am Ende fehlte, wurde in die Rechnung als verlornes Geld eingetragen. Eine solche schlechte Wirthschaft wurde lange Zeit hindurch mit den Gemeinbegeldern und Gütern geführt, ohne daß die übrigen Einwohner wußten, wie eigentlich die Sachen standen. Zwar merkt

merkten sie aus dem, was vor jedermanns Augen geschah, daß es nicht so ganz ordentlich zu gehe, allein die Anzahl derjenigen, die die Gerichtsmänner nicht auf ihre Seite bringen konnten, war zu gering, und daher unmdglich, gegen den größten Theil etwas auszurichten. Sie beschwerten sich freylich immer, und wollten eine bessere Ordnung eingeführt wissen; allein die vielen verdrüßlichen Händel, die am Ende für sie daraus entstanden, brachten sie endlich dahin, daß sie schwiegen, da sie ohne hin nichts ausrichten konnten.

Reinhard war aber nicht so gleichgültig dabey, wie seine Mitnachbarn es nach und nach geworden sind, und er dachte lange schon darauf, wie diesen Umwesen gesteuert, und bey den gemeindlichen Gütern und Geldern eine bessere Wirthschaft eingeführt werden könnte. Er wußte zwar, Troß allen seinen Nachforschungen, nicht genau, wie übel die Sachen standen, aber doch schloß er aus allem dem, was er sah und hörte, daß die Dorfsvorsteher mit dem gemeinschaftlichen Eigenthume schlecht haushalten mußten. Er unterredete sich daher mit mehreren Einwohnern, wie sie es anfangen wollten, um hinter die Wahrheit zu kommen; und sie nahmen sich vor, ernstlich drauf zu dringen, daß die Rechnung alle Jahre bey einer gemeindlichen Zusammenkunft öffentlich abgelesen werden sollte.

Allein, so sehr auch immer die meisten Einwohner hinter ihrem warmen Ofen auf das eigenmächtige Verfahren der Dorfsvorsteher schimpften, und so weit sie auch da die Mäuler aufthaten: so hatten sie doch niemahls das Herz, im Angesichte der Gerichtsmänner und in der Gemeinde-Versammlung ein Wort zu reden, um sich nicht mit ihnen zu verfeinden. So ging es auch jetzt; Reinhard sprach, und niemand gestraute sich, ihm bey zu stimmen, und seinen gut gemeinten Vorschlag zu unterstützen.

So wenig auch Reinhard nach so vielen vergeblichen Versuchen auf den gemeinsamen Beystand rechnen konnte: so dachte er doch immer mehr darauf, wie er es bewirken wollte, daß künftig mit den gemeindlichen Gütern und Geldern besser gewirthschaftet würde. Besonders lag ihm der Gemeindevald am Herzen, in welchem seit langen Jahren her übel gehauset worden war. Endlich zeigte sich ihm eine sehr schickliche Gelegenheit, seinen Mitnachbarn ein Paar ernstliche Worte an das Herz zu legen. Nämlich es hatte eben die Gemeinbekasse in einem Jahre verschiedene große Ausgaben, dazu nicht hinlänglich Geld vorhanden war. Niemand wollte ohne Mitwissen der ganzen Gemeinde Geld herborgen, es blieb also den Gemeindevorstehern nichts weiter übrig, als ihren Mitnachbarn ihren Geldmangel bekannt zu machen, und

und sich mit ihnen zu berathschlagen, durch welche Mittel man sich helfen könnte. Darüber entstanden nun verschiedene Meynungen, indem einige haben wollten, man sollte eben das nöthige Geld borgen; andere wollten haben, man sollte keine Schulden machen, sondern lieber von den gemeindlichen Grundstücken verkaufen, und wieder andere wollten beides nicht zugeben, sondern drangen drauf, daß die Dorfsnachbarn so viel Geld zusammenschössen, als nöthig wäre. Da man sich hierüber lange nicht vereinigen konnte, und durch den langen Streit der allgemeine Unwille über den Mangel des Geldes in der Gemeindefasse immer mehr angefaßt und größer wurde: so benutzte Reinhard die Gelegenheit recht weislich, seinen Mitnachbarn seine unmaßgebliche Meynung über die schlechte Verwaltung der gemeindlichen Güter und Gelder zu sagen. Er trat auf und rebete zu ihnen folgender maßen.

„Unsere Dorfsvorsteher machen uns zwar den Mangel des Geldes in der Gemeindefasse bekannt, aber sie sagen uns nicht, wie dieser Geldmangel entstanden sey. Seit langem Jahren schon ist uns keine Rechnung vorgelesen worden, noch sonst auf eine andere Art zu Gesichte gekommen, wir wären also wohl berechtigt, von ihnen Rechenschaft zu fordern. Die Einnahmen von unsern gemeindlichen Grundstücken

stücken sind so beschaffen, daß nicht nur die jährlichen Ausgaben bestritten werden können, sondern es kann auch alljährlich etwas übrig bleiben. Da wir aber jetzt das Gegentheil sehen, so muß schlecht gewirthschaftet worden seyn. Wir kennen zwar den wahren Zustand der Sache nicht, aber so viel wir aus dem, was vor unsern Augen geschehen ist, abnehmen können, so ist nicht nur dieser Geldmangel begreiflich, sondern, wenn es so fort gehet, kommen wir zuletzt auch um alle gemeindlichen Güter; mehr Aufschluß darüber würde uns freylich eine genaue durchsicht der Rechnungen geben. Daß die Gemeindevorsteher bey jeder Gelegenheit auf gemeindliche Rechnung tüchtig gezechet, und so einen Theil der gemeindlichen Gelder unnütz verschwendet haben, wissen wir, aber wir wissen nicht, auf wie vielerley Arten sie außerdem noch mit dem Gelde unräthlich umgegangen sind. Einer Seits haben sie also viele unnöthige Ausgaben gemacht, anderer Seits haben sie die gemeindlichen Güter verwahrloset, so daß die Einnahmen davon von Jahr zu Jahr geringer ausfallen. Besonders trifft dieß den Gemeindevwald, welcher seit geraumer Zeit äußerst schlecht behandelt worden ist. Durch die Viehweide sind in der ganzen Waldung große Wüßten entstanden, und die Dornen haben sich, weil ihnen wegen ihrer Stachel das Vieh keinen sonderlichen Schaden

zufügte,

zufügte, sehr ausgebreitet, und das gute Holz, das darin noch angetroffen wird, hat größtentheils einen krüppelhaften und schlechten Wuchs. Aber warum haben unsere Gemeindevorsteher das schädliche Behüten der Waldung erlaubt? Weil sie sämtlich reiche Bauern sind, viel Vieh haben, und also durch die Weide im Walde einigen Nutzen zu ziehen glaubten. Freylich sagt man, das Hüten in der Waldung verursache keinen Schaden, wenn nur in ganz junge Schläge kein Vieh gelassen würde. Allein die jungen Schläge sind niemals gehörig geschonet, und rings herum 10 bis 15 Schritte weit hinein von dem Viehe verdorben, und die Spitzen der jungen Schößlinge abgebissen worden. Denn eines Theils ist es den Hirten unmöglich, das Vieh im Holze so zusammen zu halten, daß nicht einzelne Stücke in die benachbarten jungen Schläge hinausbrechen, andern Theils geschiehet es oft durch ihre Nachlässigkeit, daß die ganze Heerde dahin geräth. Der hierdurch verursachte Schaden wurde aber niemals gehörig gerügt, weil es am Ende immer hieß: unser Vieh hat es ja genossen. Daher finden wir beym Abschlagen des Holzes größtentheils schlechtes Gesträuch und krüppelhafte Stangen. Das sind nun die Früchte der Viehweide in die Waldung, und diese rühren von der schlechten Aussicht unsrer Gemeindevorsteher her.

Doch

Doch in dem Stangenholze und wo die Spitzen der Schößlinge dem Viehe aus dem Maule gewachsen sind, haltet ihr alle die Viehweide für unschädlich, ja für vortheilhaft. Ich bin aber nicht eurer Meinung. Daß die Huth im grossen Holze immer Gelegenheit gibt, daß neben her den jungen Schlägen Schaden zugefügt wird, ist eine ausgemachte Sache; aber ich behaupte auch, daß die Viehweide im grossen Holze ebenfalls für die Waldung nachtheilig ist. In den erwachsenen Stangen kann das Vieh freylich keinen Schaden thun, das ist wahr, aber dagegen frisst es alle jungen Holzpflanzen ab, die von dem abgefallenen Samen des grossen Holzes hervorgewachsen sind. Dadurch kommt es nun, daß die Waldungen, wohin das Vieh gehütet wird, immer dünner und lichter werden, weil nach und nach die alten Stöcke absterben, und die aus dem Samen aufgegangenen Pflanzen, die den Abgang der alten Stöcke ersetzen sollten, von dem Viehe abgebissen werden. Was das Vieh nicht verschlingt, das verderben vollends die Gräserinnen in dem Walde, die mit ihren Gräserstacheln alle kleinen und größern Holzpflänzchen, die unter dem Grase stehen, abschneiden. So wurde denn von je her der junge Nachwuchs von der Viehheerde im grossen Holze, und von den Gräserinnen in den jungen Schlägen vernichtet; die alten Stöcke starben ab, und das
durch

durch wurde der Wald immer dünner, bis endlich grosse Blößen daraus wurden. Auf diese Blößen trieb man das Vieh, und durch die tägliche Viehweide wurden sie immer mehr erweitert, bis endlich die grossen lichten Eichenwälder daraus entstanden, wie wir sie jetzt haben.

So wie unser Gemeindevald von je her durch die Huth und Gräseren grossen Schaden erlitt: eben so sehr wurde er durch die unordentliche Abholzung verdorben. Niemals ist nach der Ordnung fort, sondern bald da bald dort, niemals an einem Stücke, sondern an mehreren Orten zu gleicher Zeit, gehauen worden. Es wurde nicht drauf gesehen, ob das Holz haubar war oder nicht, sondern es kam nur drauf an, wie es unsern Gemeindevorstehern beliebte, und wo etwa einiges Nußholz stand, das sie mit guter Manier herausbekommen und sich zueignen konnten. Durch diese Zerstückelung der Schläge wurde an dem nebenstehenden Holze immer Schaden verursacht; oft lagen die Schläge mitten imen, und man war genöthigt, durch das nebenstehende Holz Wege durch zu hauen. Auch trug man kein Bedenken, grosse Eichen, Buchen, Fichten und Kiefern mitten im Stangenholze abzuhauen, durch deren Fall das nebenstehende Holz niedergeschlagen und verdorben wurde, und noch mehr ging bey Herausbringung der abgehauenen

hauenen Bäume zu Grunde. Nicht weniger Schaden wird der Waldung durch den Holzdiebstahl zugefügt. Wer irgend eine Art von Nußholz, Stangen, und Gesträuch braucht, geht in den Gemeindewald und hauet ab, wo er findet. Da unsere Gemeindevorsteher ihren Mitnachbarn mit bösen Beyspielen hierin vorgehen, so ist es natürlich, daß dergleichen Waldsrevell selten oder gar nicht gerügt werden. Durch dieses Unwesen ist die Waldung in einen erbärmlichen Zustand gebracht worden; und ist nun so weit gekommen, daß das jährlich auszutheilende Holz an die Gemeindeglieder kaum mehr gegeben werden kann. Dem ungeachtet daß uns gegenwärtig schon Holz-mangel bedrohet, so hauet man doch lieber das noch nicht haubare Schlagholz ab, und läßt dagegen in unsern lichten Eichenwäldern (wo kein Unterholz ist) die alten morschen Eichen stehen, bis sie gänzlich auf dem Stamme abgefällt sind. Man sollte lieber das Schlagholz, lasse es bis zu seiner gehörigen Größe und Stärke heranwachsen, und haue an dessen Statt einen Theil der morschen Eichen ab. Ihr habt bisher immer vorgewendet, man müsse die alten Eichen der Eichen wegen stehen lassen; wenn aber diese schon morschen Eichen allmählich absterben; so habt ihr alsdann keine Eichen und keine Eichen; und diese Zeit kommt gewiß, erlebt ihr es nicht, so erleben es doch eure Kinder.

ber. Betrachtet nur unsern lichten Eichenwald, und sehet, wie von den meisten Bäumen die Gipfel und Nester abgefällt sind, und wie sie alle anfangen, allmählich abzustarben.

Ist es nicht schade für das Holz, das durch die Fäulniß zu Grunde gehet, während wir mit Holzangel bedrohet sind? Welcher Nutzen wäre nicht dadurch erzielt worden, wenn man seit hundert Jahren her alle zehn Jahre ein Stück von dem Eichenwalde ausgehauen, urbar gemacht, und nachher wieder mit Eichel besät hätte! Wir hätten nun größtentheils einen jungen Eichenwald, und die alten wären noch zu rechter Zeit und vortheilhaft benutzt worden. Seit dieser Zeit aber haben sie in ihrem Wachstume nicht nur nicht zu, sondern um die Hälfte abgenommen. — Doch diese Zeit ist ungenüßig verfloßen, und kommt nicht wieder. Fanget nun jetzt an, säumet nicht, diesen alten Eichenwald nach und nach zu verjüngen; ihr werdet dadurch eine Schuld an eure Nachkommen abtragen, die eure Vorfahren nicht an euch entrichtet haben. Ueberhaupt fanget an, den Gemeinwald besser zu behandeln, es ist ein immerwährender Schatz für euch und eure Nachkommen. Fanget an, mit den gemeindlichen Gütern und Geldern besser zu wirtschaften; suchet, die gemeindlichen Einnahmen da

D

durch

durch zu vermehren, daß ihr die gemeindlichen Güter besser zu benutzen strebet; gehet rathlich mit dem Gelde um, und verschwendet nichts unnütz, wie es bisher geschehen ist: so wird die Gemeindefasse nie Mangel an Geld haben. Spart auf die Zukunft, was ihr gegenwärtig nicht bedürfet; eure Nachkommen werden euch dafür danken. Bedenket, daß Fälle kommen können, wo euch ein erspartes gemeindliches Kapital nützlich werden kann; ihr habt alsdann nicht nöthig, bey erlittenen Unglücksfällen in fremden Ländern um Beystand und Unterstützung zu betteln; ihr könnt euch selbst helfen."

Diese Reden Reinharbs machten auf den größten Theil seiner Mitnachbarn grossen Eindruck, nur die Gerichtsmänner und etliche andere Bauern waren darüber sehr ungehalten, doch hielten sie es am Ende für gut, sich mit Stillschweigen und durch Nachgiebigkeit aus dem Handel zu ziehen. Die ganze gemeindliche Verfassung wurde nun nach seinen Vorschlägen ganz umgeändert und verbessert. Das eigenmächtige Verfahren der Gerichtsmänner in Gemeindefachen wurde abgestellt, und alle Monate eine Zusammenkunft der sämtlichen Dorfsnachbarn auf dem Gemeindhause gehalten, um sich über alles, was das gemeine Wesen betraf, zu berathschlagen. Die Rechnungen

nungen mußten alle Jahre mit dem Schlusse des Rechnungsjahres fertiget und der Gemeinde vorgelesen und vorgelegt werden. Jetzt ging man sehr sparsam mit den gemeindlichen Geldern um, und die gemeindlichen Einkünfte suchte man zu vermehren. Vorzüglich drang Reinhard darauf, daß die Waldung nach und nach in einen bessern Zustand gebracht würde. Die Huth und Gräseren in derselben stellte man ab, und gegen die Holzdiebereyen traf man ernstliche Vorkehrungen. Die durch die Huth und Gräseren verdorbenen, mit Dornen und krüppelhaftem Holze und Gesträuche bewachsenen Plätze wurden nach und nach ausgereutet, urbar gemacht, verschiedene Jahre mit Früchten angebauet, und alsdann mit Waldsaamen allerley guten und nußbaren Holzes angesäet. Eben so fällt man nach und nach die morschen Eichen in dem lichten Eichenwalde, machte von diesem ein Stück nach dem andern urbar, und säete endlich wieder Eichelu und andern guten Waldsaamen drein. Das jährlich benöthigte Holz zum Vertheilen unter die Gemeindeglieder nahm man von den alten Eichen und von den ausgereuteten Plätzen, und schonte dagegen das besser stehende Schlag- und Stangenholz, um es zu seiner gehörigen Größe und Stärke heranwachsen zu lassen. So kam denn allmählig der Gemeinbewald durch Reinhard's Vorschläge und durch

seine thätige Mitwirkung in einen guten Zustand, und da man in der Folge den ganzen Wald in ordentliche Schläge eintheilte, nie mehr abholzte, als was zum jährlichen Schlag gehörte; da man immer die nöthigen Standreiser stehen ließ, und von den ältern Bäumen die schadhaftesten und schlechtesten herausnahm, damit durch zu viele Standreiser und Bäume das Unterholz nicht unterdrückt würde: so war in dem Gemeindewald immer ein Vorrath an allerley Bau- Nutz- und Brennholz vorhanden.

Während man so mit der Waldung beschäftigt war, ging Reinhard mit noch etlichen verständigen Bauersmännern zu benachbarten sachkundigen Forstmännern, um sich das selbst Rath zu erholen; denn er hielt es für keine Schande, sich von andern Leuten, die eine Sache Amts- und Berufs halber besser verstehen mußten, belehren zu lassen. Auch kaufte er sich auf Anrathen dieser Forstmänner einige gute Forstbücher, in denen die Ansaat guter Holzarten und die ganze Behandlung einer Waldung deutlich beschrieben war.

So bemühte sich Reinhard, überall um sich herum Nutzen zu stiften und Gutes zu verbreiten.